

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 68 (1963-1964)
Heft: 2

Artikel: Legasthenie und Leselehrmethoden
Autor: Schüepp, Marta
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317180>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir freuen uns, den anregenden Beitrag einer erfahrenen Kollegin bringen zu dürfen. Fräulein Schüepp ist seit vielen Jahren pensioniert, aber sie nimmt an Schulproblemen und Lehrmethoden immer noch lebhaften Anteil. Wir vermuten, nun, daß manche Leserinnen mit den Ausführungen nicht in allen Teilen einverstanden sein werden. Doch hoffen wir, daß durch diese Stellungnahme eine fruchtbare Diskussion über die Legasthenie entstehen wird.

In der Juninummer der Lehrerinnenzeitung ist auf die von Maria Linder verfaßte und von der Fibelkommission des Schweiz. Lehrervereins und des Schweiz. Lehrerinnenvereins herausgegebene Schrift über die *Legasthenie*, die *Lese- und Schreibschwäche*, hingewiesen worden. Daß das Legasthenikersein für ein Kind ein schweres seelisches Leiden bedeuten kann, werden am besten die Mütter solcher Kinder bezeugen können. Es wird ihnen ein Trost sein, daß Maria Linder vorzeigt, wie diesen Kindern geholfen werden kann. Der Schrift ist aber auch zu entnehmen, daß diese Hilfe nicht immer leicht ist, daß sie großes Verständnis und Einfühlungsvermögen und oft auch viel Zeit erfordert. Uns Lehrerinnen drängt sich beim Lesen die Frage auf, ob wir uns damit abfinden müssen, daß immer wieder einzelne Kinder Legastheniker werden. Ist es nicht möglich, dem Entstehen der Legasthenie vorzubeugen? Ist sie eigentlich eine neue oder doch eine häufiger als früher vorkommende Erscheinung oder hat sie — vielleicht nicht unter dem gleichen Namen — schon früher Schülern und Lehrern zu schaffen gemacht?

Es gab eine Zeit, wo das Lesenlehren und Lesenlernen ein mühsames Geschäft war. Das war damals, als sich die kleinen ABC-Schützen gleich am Anfang in der verwirrenden Fülle von vier oder mehr Alphabeten mit den schwer unterscheidbaren gedruckten Buchstabenformen zurechtfinden sollten; als sie nur mit Auge und Ohr, nicht mit der Hand üben konnten und als noch die Buchstabennamen (ell e i ess) ihnen die Verbindung der Laute zum Worte (leis) erschwerten. Aber diese Epoche liegt ja weit hinter uns, und es kam eine andere Zeit, da ein neuer, fröhlicher Geist in die Schule einzog und andere, bessere Leselehmethoden an die Stelle der Buchstabiermethode traten.

Als ich mit dem Schulehalten begann, waren bereits eine ganze Reihe von kindertümlichen Fibeln erschienen, deren Verfasser (Otto Fritz, Gansberg, Marie Herren, Merki, Max Enderlin und andere) neue, gute Wege aufgezeigt hatten. Diese Fibeln waren so recht geeignet, uns junge Lehrerinnen zu begeistern und zu Versuchen anzuregen. Es war nicht so, daß wir keine Schwierigkeiten gekannt hätten. Wir brachten auch wenige fertige Rezepte aus dem Seminar mit. Aber wir suchten, oft in Zusammenarbeit mit erfahrenen älteren Kolleginnen, nach immer besseren Methoden. Durch ein gutes Geschick lernte ich die 1911 erschienene, von der Berner Lehrerin Maria Herren verfaßte Reformbibel «Es war einmal» kennen und durfte sie während mehreren Jahren für meine Schüler anschaffen. Sie beruhte auf der Ganzheitmethode und hatte Texte in deutscher Schreibschrift, aus denen durch Analyse die einzelnen Buchstaben gewonnen wurden. Von den meisten der heute gebrauchten Ganzheitsfibeln unterscheidet sie sich durch ihr langsames Fortschreiten: auf den ersten Seiten bringt sie nur je ein neues Wort, bis zur achten Seite nur acht verschiedene Buchstaben. Dieser Versuch mit der Methode Marie Herrens war für mich entscheidend. Wohl kostete das Lesenlernen die schwächeren

Schüler immer noch Zeit und Arbeit. Aber diese Arbeit war nicht mehr mühsam und wurde mit so viel Lust und Eifer getan, daß ich für immer dieser Methode treu geblieben bin. Auch ein paar Kolleginnen in meinem Bekanntenkreise arbeiteten in ähnlichem Sinne und mit gleicher Freude. Von Legasthenie wußten wir nichts. Ich kann mich auch nicht besinnen, daß unter den vielen Kindern, die ich im Laufe der Jahre ins Lesen einführte, ein einziges gewesen ist, das zugleich ein guter Rechner und ein schwacher Leser war.

Gab es nun damals überhaupt noch keine Legastheniker?

Die Lehrer hatten es zu allen Zeiten nicht nur mit Kindern zu tun, die das Lesen leicht erlernten, sondern auch mit solchen, denen es nur mühsam und mangelhaft gelang. Schuld am Versagen war nicht immer eine geringe intellektuelle Begabung; es konnten auch Charakteranlagen, gesundheitliche Störungen, Familienverhältnisse und anderes mitwirken. Wie sich jetzt die Leseschwäche in der Form von Legasthenie bei normalbegabten Kindern zeigt, scheint sie aber etwas Neues zu sein, das früher nicht vorkam und über dessen Auftreten sich Gründe finden lassen müssen.

Die Unrast des modernen Lebens kann nicht der Grund sein, sonst müßten sich ähnliche Schwierigkeiten auch bei anderen Fächern zeigen. Eher schuld sein könnte der Wechsel der Buchstabenformen. Wer noch beim ersten Leseunterricht die deutsche Schreibschrift benützt hat, der weiß, daß die Kinder diese charakteristischen Formen mit ihren ungleichen Längen, ihrem Wechsel von geraden und gebogenen Linien, ihren Tüpfchen und Häklein wohl auch vergessen konnten, aber selten verwechselten. Weniger leicht war dann das Lesen mit der englischen Schreibschrift, bei der sich das kleine «u» und das kleine «n» nur noch dadurch unterschieden, daß das eine einen nach oben, das andere einen nach unten offenen Bogen hatte, und bei der das bei der deutschen Schrift so bezeichnende über dem «u» schwebende Häklein weggefallen war. Noch mehr Unklarheiten brachte der Übergang zur Antiquadruckschrift, bei welcher zum Beispiel der Unterschied zwischen zwei Kleinbuchstaben, dem «b» und dem «d», dem «p» und dem «q» nur noch darin besteht, daß beim einen der senkrechte Strich sich vorn, beim andern hinten am Buchstaben befindet. Verschiedene Fibeln mit Antiquadruckschrift brauchen deshalb auf den ersten Seiten keine Kleinbuchstaben, sondern nur Großbuchstaben, deren Formen weniger leicht zur Verwechslung Anlaß geben. Sie müssen dabei freilich in Kauf nehmen, daß ihre Wortbilder weniger charakteristisch sind, als sie bei gleichzeitiger Einführung von Groß- und Kleinbuchstaben wären. Trotz solcher Nachteile werden sicher die wenigsten Lehrer wieder Fibeln in Schreibschrift wünschen, denn die Verwendung von Druckbuchstaben rief eine Verbindung des ersten Leseunterrichtes mit Zeichnen, Malen und Handarbeit, durch die er so lebendig gestaltet werden konnte, wie es vorher nicht möglich gewesen war.

Wichtiger als die Wahl der Buchstabenformen ist für die Entstehung oder Verhütung der Legasthenie die Wahl des Lehrverfahrens. Mit der Buchstabiermethode haben wir es heute kaum mehr zu tun; höchstens übereifrige Eltern versuchen, ihren Kindern beizubringen, daß «te i ess ze ha» Tisch heißen soll. In Frage kommen für uns drei andere Methoden: die synthetische, die analytische und die Ganzwortmethode. Welche von diesen drei Methoden ist nun die beste?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir im klaren sein, welches das Ziel des ersten Leseunterrichtes ist. Ein Schüler hat das Lesen erlernt, wenn er am Ende des ersten Schuljahres nicht nur einen ihm bekannten Text im

Schulbuche geläufig wiedergeben, sondern auch einfache neue Sätze selbständig lesen kann. Zu diesem Können gehört dreierlei:

1. Das Lesen von ganzen Wortbildern. Bei einer größeren Anzahl von Wortbildern soll die Assoziation zwischen Schriftbild und Sprechbewegung so fest sein, daß der Schüler ein solches Wort ohne weiteres als Ganzes liest.

2. Die Kenntnis der einzelnen Buchstaben. Sie wird nötig, sobald das Kind auf ein ihm noch unbekanntes Wort stößt.

3. Die Fähigkeit, die einzelnen Laute zu einem Worte zu verbinden, zusammenzulesen: die Synthese.

Das Kind hat also beim Lesenlernen drei Aufgaben zu bemeistern. Jeder erfahrene Lehrer weiß, daß von diesen drei Aufgaben die dritte, die Synthese, die schwierigste ist. Auf die Frage, ob sich das Kind besser Worte oder Einzellaute einprägen kann, gibt die Praxis eindeutig Antwort: Worte, besonders konkrete, werden besser behalten als die abstrakten Einzellaute. Zwar gibt es einige Einzellaute, die ebenfalls leicht im Gedächtnis haften bleiben, zum Beispiel «o» und «m». Der Grund dafür wird darin zu sehen sein, daß sie für das Kind keine sinnlosen Laute sind, sondern einen Begriff, ein Wort bedeuten. So ist ihm das «o» ein Freudenruf, das «m» eine Tierstimme.

Die *Ganzheitsmethode* beginnt das Lesenlernen mit dem Einprägen von Wortbildern. Dieses Einprägen kann nicht unbegrenzt fortgesetzt werden; es würde zu einer Überlastung des Gedächtnisses führen. Nicht umsonst betrachten wir den Übergang von der Hieroglyphenschrift zu unserem Buchstabensystem als Fortschritt. Früher oder später muß auch der eifrigste Befürworter der Ganzheitsmethode mit dem Erlernen der Einzellaute beginnen, die durch Analyse aus den Wörtern gewonnen werden.

Was die Vertreter der Ganzheitsmethode später doch tun müssen, die Gewinnung der Einzellaute durch Analyse, geschieht bei den *Analytikern* schon am Anfang. Auch sie gehen von einem Wortganzen, ausnahmsweise auch von einem kurzen Satze aus, zerlegen es in seine Laute und sorgen dann durch verschiedenartige Übungen dafür, daß die gewünschte feste Assoziation zwischen dem Bild des Buchstabens und der Sprechbewegung entsteht.

Die *Synthetiker* gehen vom Einzelbuchstaben aus und benützen zum Einprägen der Laute verschiedene Gedächtnishilfen. Das kann sich aber später, wenn die Laute durch Synthese zum Wort verbunden werden sollen, nachteilig auswirken. Wird zum Beispiel zur Einführung des Lautes «T» das Wort «Tisch» benützt und die Form des Buchstabens als Tisch gedeutet, so kann sich nicht nur bei jedem Worte, das mit «T» beginnt, die Vorstellung eines Tisches hindernd ins Bewußtsein drängen, sondern der Umstand, daß das «T» in Verbindung mit dem Vokal «i» erlernt wurde, kann den Leseakt jedesmal dann stören, wenn auf das «T» ein anderer Vokal folgt. Silben entstehen eben nicht durch bloße Aneinanderreihung von Lauten. Dies erfahren Elementarlehrer, wenn der Schüler statt der Silbe «Ti» immer wieder «T-i», statt der Silbe «Ni» immer wieder «N-i» lesen will. Die Laute verändern sich im Zusammenhang des Wortes, und zwar in jedem anderen Zusammenhang auf andere Weise, und die Buchstaben entsprechen deshalb keinem feststehenden Werte. Richtiges Lesen ist nur möglich, wenn die richtigen zwischen Konsonant und Vokal liegenden Gleitlaute erzeugt werden. Daß bei Silben wie «Ti, Te, Ta, To, Tu» das «T» mit verschiedenen Mundstellungen ausgesprochen wird, kann man leicht an sich selber beobachten. Lernt das Kind nach der synthetischen Methode lesen, so besteht die Gefahr, daß es durch eine Ge-

dächtnishilfe zu fest auf die Verbindung eines Konsonanten mit einem und demselben Vokal eingeschult wird und daß ihm nachher die Synthese, das «Zusammenlesen» von Konsonant und Vokal, Mühe bereitet.

Bei der analytischen Methode besteht diese Gefahr nicht. Der gleiche Konsonant begegnet dem Kinde, bevor es zu festen einseitigen Assoziationen gekommen ist, in verschiedenen Verbindungen, so daß keine derselben, auch nicht die zuerst erlernte, ein Übergewicht bekommt, das sich störend bemerkbar machen könnte.

Bei der Ganzheitsmethode besteht die Gefahr, daß man zwar das Leichteste, das Lesen von Wortganzen, gründlich übt, aber daß man nicht planmäßig und auch nicht frühzeitig genug für die Kenntnis der einzelnen Buchstaben sorgt. Versäumt man das, so kann es geschehen, daß am Ende des ersten Schuljahres in einer Klasse noch Schüler sind, die wohl die Texte in ihrer Fibel geläufig lesen können, vor einem neuen Worte aber hilflos dastehen. Auch sind sie oft zu wenig daran gewöhnt, genau auf die einzelnen Teile der Wörter zu achten, wodurch die Entstehung der Rechtschreibschwäche begünstigt werden kann.

So wichtig die Wahl der Leselehrmethoden auch ist, so hängt doch nicht nur von ihr ab, ob die Kinder das Lesen mit Freude erlernen und von der Legasthenie verschont bleiben: wichtig ist auch die Art, wie die Methode angewendet wird. Darauf weist auch Maria Linder hin. Sie sagt in ihrer Schrift über Lesestörungen bei normalbegabten Kindern: *«Die Vermutung liegt nahe, daß es weniger auf diese oder jene Methode ankommt, als vielmehr darauf, wie gewissenhaft und sorgfältig man eine Methode im Verlauf des ersten Schuljahres durchführt.»* Ein vorbildliches Beispiel für sorgfältiges Vorgehen ist die Art, wie Marie Herren, die Verfasserin der Fibel «Es war einmal», die Kinder das Lesen lehrte. Sie schritt langsam von Wort zu Wort, von Buchstabe zu Buchstabe weiter und brauchte zum Beispiel auf den ersten drei Seiten nur vier verschiedene Buchstaben. Sie vermied die Fehler, vor denen Pestalozzi in seinem «Schwanengesang» warnt: *«Aber so wie sich beim Kinde, das noch nicht gehen kann, die Lust zum Gehen augenblicklich mindert, wenn es bei seinen ersten Versuchen auf die Nase fällt, so mindert sich die Lust, seine Denkkraft tatsächlich durch ihren Gebrauch zu entfalten, in ihm notwendig, wenn die Mittel, durch die man es denken lehren will, seine Denkkraft nicht reizend ansprechen, sondern mühselig belästigen und eher einschläfern und verwirren als aufwecken und in Übereinstimmung unter sich selbst beleben.»*

Wer je einmal Erstkläbler nach Marie Herrens Methode ins Lesen eingeführt hat, der durfte es erleben, daß durch sie der erste Leseunterricht für Schüler und Lehrer zu einer freudigen Arbeit wurde. Leider fehlt uns eine für diese Methode eingerichtete Fibel. Wer sie anwenden will, der ist genötigt, selber Leseblätter für den ersten Leseunterricht herzustellen, denn keine der kantonalen und schweizerischen Fibern schreitet so langsam vorwärts wie Marie Herrens Fibel, auch nicht die ja sonst so erfreulich gestaltete Fibel «Komm lies!» von Emilie Schächli, die auf der dritten Fibelseite bereits 17 verschiedene Buchstaben verwendet.

Marie Herrens Fibel ist schon längst vergriffen, und ein Neudruck kommt nicht in Frage, weil sie in deutscher Schreibschrift abgefaßt ist. Doch wird die Methode jetzt noch von Lehrerinnen angewandt, die sie kennen, und wohl auch noch von anderen, die nichts von Marie Herren wissen, aber durch Erfahrungen und Versuche dazugekommen sind, in ähnlicher Weise vorzu-

gehen. Wenn solche mit der Methode vertraute Lehrerinnen Entwürfe zum Fibelwettbewerb einreichen würden, bekäme das Fibelwerk die Möglichkeit, eine Fibel herauszugeben, durch welche den jetzt noch durch Legasthenie gefährdeten Kindern geholfen werden könnte.

Marta Schüepf

Krisis und Zukunft der Frau*

Es geht um Fragen, die heute jede denkende Frau bewegen, und wenn der *Tagungsbericht* der Stuttgarter Gemeinschaft «*Arzt und Seelsorger*» auch nicht gültige Antworten geben kann, so liebt man doch die von Psychotherapeuten, Ärzten und Theologen im Herbst 1961 und im Frühjahr 1962 gehaltenen Vorträge mit gespanntem Interesse. Daß die Wandlung der Stellung der Frau zu den bedeutendsten weltgeschichtlichen Vorgängen gehört, betont nicht nur alt Bundespräsident Heuß, sämtliche Vortragenden sind mit ihm einig. Unumstritten fest steht auch: Die Wandlung besteht in einer Bewußtseinserweiterung und damit einer Ablösung aus der patriarchalischen Ordnung.

Wer ein halbes Jahrhundert der Frauenbewegung miterlebt hat, zweifelt keinen Moment daran, daß das Erwachen der Frau zu ihrer persönlichen Freiheit sowohl für ihr Geschlecht wie auch für unsere Kultur eine enorme Bereicherung bedeutet. Diese freudige Bejahung bleibt uns das Buch schuldig. Auch auf die uns gerade in der Gegenwart, trotz des Stolzes über das Erreichte, nicht selten bedrängende Frage: «Was macht die Frau mit der mühsam erungenen Freiheit?» gibt es keine entscheidende Antwort. Im Mittelpunkt steht die Polarität der Geschlechter und die sich daraus ergebenden Liebes- und Eheprobleme. Verstärken sich die Spannungen zwischen den Geschlechtern, oder werden sie herabgemindert, weil die Frau notgedrungen im technischen Wirtschaftsprozess ihre arbeitstechnische, ihre männliche Seite entwickelt? Wird dabei ihre weibliche Seite verkümmern? Wird ihre Berufstätigkeit zur Gefahr für die ohnehin von allen Seiten bedrohte Familie? Irgendwo wird sogar betont, die ganze Emanzipation sei ein Fehlschlag, die Frau hätte damit ihre Mission verraten, sie hätte sich versachlicht, nicht aber vermenschlicht. Wichtig ist ja sicher die immer wieder auftauchende Frage: Wird es der Frau gelingen, die vom Manne geschaffene Welt, in die hinein sie befreit wurde, mit «*neuer Lebendigkeit zu erfüllen, nachdem sie durch den ‚Filter des Geistes‘ hindurchgegangen ist*»? Besteht das Wort der alten Ellen Key zu Recht: «*daß die Frau Gefühle vom Mann verlangt und er von ihr Gedanken*»? Oder anders ausgedrückt: «*Lerne denken mit dem Herzen, lerne fühlen mit dem Geiste.*»

Jedenfalls ist es so, wie der immer wieder zitierte C. G. Jung betont: Jedes Geschlecht muß auch seine Gegenseite entwickeln, die Frau ihre männlichen, der Mann seine weiblichen Kräfte, wenn es zur richtigen Partnerschaft kommen soll. Wenn auch die Beziehung der Geschlechter und die daraus folgenden Nöte und Neurosen recht viel Raum in dem Buche einnehmen, so finden sich doch da und dort auch goldene Worte für die ledige Frau: «*Die unverheiratete Frau steht vor derselben Möglichkeit, weibliches Menschsein zur Entfaltung zu bringen wie die verheiratete, steht in derselben Freiheit, ihre Existenz zu wählen, aber durch die allgemeingängige Jedermannsinterpre-*

* Herausgegeben von Wilhelm Bitter, Klett-Verlag, Stuttgart.